

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Zeitschrift für Psychologie.** Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1917.

78. Bd., Heft 3 und 4: J. Lindworsky, **Voruntersuchungen über die Perseverationstendenz der Vokale.** S. 145. Der Verfasser weist in der geordneten Rede Spuren einer Perseverationstendenz der Vokale nach. Es war nachgewiesen, dass die stark betonten Silben am häufigsten wiederkehren. Vf. unterscheidet vier Betonungsstufen: Stärkster Satzton, normaler Satzton, Wortton und Tonlosigkeit bz. schwache Betonung. Die Untersuchung hat nun in einem Texte für die einzelnen Vokale die Durchschnittszahlen mit ihren Betonungsakzenten zu versehen, sodann für die einzelnen Vokale die Durchschnittszwischensilbenzahl zu berechnen, die bei den verschiedenen Vokalen auf die vier Tonstufen entfallen. Vf. fand, dass die Wortwahl durch einen vorausgehenden betonten Vokal bestimmt wird. Nach der Häufigkeit zeigen die Vokale die Rangordnung i, a, u, o. Vf. glaubt die Perseverationstendenz auch auf die Konsonanten übertragen zu dürfen. — G. J. B. Müller, **Die Assoziation sukzessiver Vorstellungen.** S. 181. Münsterberg glaubt gefunden zu haben, dass eine Vorstellung die andere nicht hervorrufen könne; die Assoziation liesse sich nur durch Fortdauer der ersten bei der zweiten oder nebenhergehende Reflexbewegungen erklären; für letzteres sprächen seine Versuche. Die Versuche des Vf.s prüfen diese Annahme, und gelangen zu anderen Resultaten. Bei Motorikern bewahrheiten sich die Versuche Münsterbergs auch beim Vf. „So würden Ablenkung der Aufmerksamkeit und Verschiedenheit der Vorstellungstypen zur Erklärung der von Münsterberg und uns erhaltenen Resultate genügen“. — H. Henning, **Versuche über die Residuen.** S. 198. Zum Zustandekommen einer Auffassung, eines Erkennens ist ein Reiz nötig und Residuen von früheren Vorstellungen. Ranschburg fand nun, dass homogene Reize leicht Verschmelzungen hervorrufen und so die Erinnerung fälschen. Vf. prüft diese Folgerung der Resultate von Ranschburg. Er fand unter anderem: „1. Die Versuchsperson hatte beim ersten Reizwort schon von sich aus eine Reproduktion, die mit dem zweiten Reizwort identisch ist. 2. Dies gleich-

klingende Wortpaar ist der Versuchsperson aus Erfahrung geläufig oder deren Zusammenstellung in grosser Bereitschaft. 3. Der nicht gemeinsame Wortteil wird vernachlässigt, wenn die beiden Wortbedeutungen einigermaßen identifiziert werden können. 4. Stellt sich rasch eine Beziehungsvorstellung zwischen den beiden Worten ein, so ist die Störung durch den Gleichklang mitunter zu überwinden. 5. Das zweite Reizwort reproduziert eine Einzelheit, die sich bequem dem vom ersten Reizwort hervorgerufenen visuellen Vorstellungsgebilde einfügt. 6. Ist die Versuchsperson gar auf Gleichklang eingestellt, so unterbleibt die Störung meist ganz oder doch bis zu einem gewissen Grade“. „Dagegen treten Störungen ein, wenn 1. beide Reizworte als stimmliche Klangfarbe mit Akzent und Rhythmus gehört werden, ohne dass eine Auffassung gelänge; es fehlt die Wortbedeutung. Ferner 2. Das zweite Reizwort bleibt als akustisches Wahrnehmungsbild unaufgefasst. 3. Ist das erste Reizwort noch nicht aufgefasst, so vermag das zweite ähnlich klingende Wort, wenn es selbst zuvor aufgefasst wird, die Auffassung des ersteren zu hindern. 4. Das erste Reizwort kann gefälscht werden, wenn es beim Ertönen des zweiten Reizwortes noch nicht fertig aufgefasst war. 5. Mitunter begeht die Versuchsperson Umstellungen, indem sie das zweite Wort als erstes bezeichnet. 6. Ob die Reizworte aufgefasst werden oder nicht, der Gleichklang stört so sehr, dass sich die nicht gemeinsamen Lautelemente klanglich oder visuell gesondert aufdrängen. 7. Ebenso können auch die gemeinsamen Elemente hervortreten. 8. Die Störung ist so gross, dass keine inhaltliche, sondern nur eine phonetische Reaktion gelingt. 9. Häufig fällt der Versuchsperson nur ein Reim ein. 10. Obwohl beide Worte aufgefasst werden, stört der Gleichklang so sehr, dass eine Reaktion unmöglich wird, oder doch nur eine Interjektion reproduziert werden kann. 11. Eines der beiden Reizworte muss fallen gelassen werden“.

5. und 6. Heft: P. Zimmermann, Ueber die Abhängigkeit des Tiefeneindrucks von der Deutlichkeit der Konturen. S. 273. Ist beim zweiäugigen Sehen, gleichviel ob der Blick fixiert oder ein anderer ist, ein bestimmter, durch prismatisch aufgehängte Stäbe, Fäden usw. hervorgerufener Tiefeneindruck gegeben, so wirkt jedes Moment, das fähig ist, die sämtlichen Konturen so scharf und umgrenzt wie möglich zu machen, dahin, dass der Tiefeneindruck scheinbar den grössten Betrag erreicht. In demselben Sinne wirkt auch der sich sinnfällig aufdrängende Eindruck der Körperlichkeit. Für die diesbezüglichen Versuche mit den Glühfäden dürfte der Beweis wohl erbracht worden sein, dass diese Tatsache die ausschlaggebende Wirkung ausübte. Auch die von Nagel beobachtete Tatsache, dass die stereoskopisch gebotene Figur einer vierseitigen abgestumpften Pyramide beim Sehen mit nur peripheren Netzhautteilen nicht nur ausgesprochen körperlich erscheint, sondern auch mit noch grösserer Tiefe als

im Hellen, können wir auf denselben Grund zurückführen: auch in diesem Falle war eben die Schärfe des Objektes grösser, da die auf den Netzhautpunkten sich abbildenden Bilder wohl schärfere Konturen aufweisen, als bei Beobachtung im Hellen. — **J. B. Szymanski, Versuche über die Entwicklung der Fähigkeit zum rationellen Handeln bei Kindern. S. 317.** Im „Labyrinth-Auskehrungsversuch“ mussten die Kinder aus einer Schraubenwindung kleine Kieselsteinchen auskehren, „das ganze Platzerl rein zu machen“. Es kam darauf an, die Stelle zu finden, von wo aus am schnellsten die Aufgabe zu lösen war. Zwischen Knaben und Mädchen ergab sich kein Unterschied. „Wie die Tabellen zeigen, war ein steter Fortschritt in Bezug auf die Anzahl der Fälle, in denen das Problem richtig gelöst wurde, mit zunehmendem Alter festzustellen“. Die fünfjährigen lösten es meist unrichtig, nur 13% richtig; die sechsjährigen schon 30,6%, die siebenjährigen Mädchen 50%; die achtjährigen 40%; die neunjährigen 76,4%. Weiteren Untersuchungen bleibt es vorbehalten, ob solche Kinder in diesem Alter durch Uebung dahin gelangen, die Aufgabe ganz richtig zu lösen. — Literaturbericht.

2] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Herausgeg. von H. Schwarz. Leipzig, Barth. 1917.

164. Bd. 1. Heft: A. Höfler, Ueber den Begriff der Entwicklung. S. 1. Gibt die Grundgedanken von J. Wiesners Werk, „Er-schaffung, Entstehung, Entwicklung und über die Grenzen der Berechtigung des Entwicklungsgedankens.“ Kaum hat man sich im Kreise der Deszendenztheoretiker bemüht, den Begriff der Entwicklung festzustellen. Eines der merkwürdigsten Paradoxa in der Geschichte ist die Tatsache, dass Darwin, den man im gewissen Sinne mit Recht den Schöpfer des modernen Entwicklungsgedankens genannt hat, in seinem Hauptwerke dem Worte und Begriffe Entwicklung aus dem Wege geht und statt „entwickeln“, entsprechend seiner Grundauffassung über den allmählichen Aufstieg der Organismen, lieber die Ausdrücke „ändern“, „abändern“ u. dergl. verwendet. Vf. nahm zuerst die Lehre Darwins mit Begeisterung auf, fand aber bald im Anschluss an die Ideen von K. E. v. Baer, dass zwischen Entwicklung und Scheinentwicklung unterschieden werden müsse. Dadurch, dass Darwin die Entwicklung durch innere Kräfte abwies, ist ihm daher der Unterschied ganz unbekannt geblieben. Mit Recht konnte Driesch von der Darwinschen Selektionstheorie sagen, dass sie nicht wahre Entwicklung ist, sondern Kumulation. — **A. Oelzelt-Nevin, Ueber A. Meinongs Versuch, das induktive Erkennen zu begründen. S. 19.** Widerlegung der Einwände Meinongs gegen die vom Vf. behauptete Unmöglichkeit einer Begründung der Induktion. Eine richtige Erkenntnis muss, in noch bestimmterer Weise, als es möglich war — und das ist

für die Menschheit wichtiger als ein Kapitel der Erkenntnistheorie — die stärkste Fessel für das menschliche Sehnen nach Freiheit und Glauben — das ‚Kausalgesetz‘, in jeder Form für evidenzlos erklären. — **H. Eibl, Die Stellung des Klemens v. Alex. zur griechischen Bildung. S. 30.** Die griechische Philosophie entstammt dem Orient, die Philosophen und Dichter haben Moses geplündert. Die verschiedenen Philosophen bilden zusammen die ganze Wahrheit. Entstanden sind sie durch Zertrümmerung der Theologie des ewigen Logos. „Es ist kein Zufall, dass derjenige, der sich zur universalen Betrachtung der Geschichte erhebt, jener Religion angehört, welche die Synthese durchgeführt, deren Anhänger in der Ahnung ihrer historischen Sendung sich als das höhere Dritte, als die Vereieigung von Judentum und Griechentum, als die neue Schöpfung bezeichnet haben.“ — **Elisabeth v. Orth, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. S. 60.** Wölflin stellt in seinem Werke über die kunstgeschichtlichen Grundbegriffe folgende Begriffspaare auf: 1. Das Lineare und das Malerische; 2. Fläche und Tiefe; 3. geschlossene Form und offene Form; 4. Vielheit und Einheit; 5. Klarheit und Unklarheit. Sie berücksichtigen Renaissance und Barock. Die Hauptwurzel des Unterschiedes liegt darin, dass erstere auf das Lineare eingestellt ist, der Barock auf das Malerische, woraus die übrigen Unterschiede sich ergeben. Renaissance arbeitet mit Flächen, mit geschlossenen Formen, absoluter Klarheit und relativer Einheit. Dagegen erstrebt der Barock Tiefenwirkung, offene Form, relative Klarheit. Dazu macht Vf. zwei Bemerkungen: „Es erscheinen uns die Grundbegriffe des Linearen und Malerischen deshalb als die wichtigsten und wertvollsten, weil sie uns die Existenz zweier grundverschiedenen künstlerischen Weltempfindungen beweisen.“ „Wir haben gesehen, in welchem Sinne die Renaissance vom kunstanschaulichen Standpunkt aus als realistisch, ebenso der Barock als idealistisch zu bezeichnen ist.“ Dagegen ist es in weltanschaulicher Hinsicht gerade umgekehrt.

2. Heft: Seeberg, Zur Religionsphilosophie Luthers. S. 81. — H. Siebeck, Die Welt und das Gute in ihrem Grundverhältnis. S. 115. — Br. Bauch, Unser philosophisches Interesse an Luther. S. 128. „Mit der gleichen Angst, die er um die eigene Seele fühlte, musste er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt das Auge zu öffnen über die verdummliche Täuschung. Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl mit grösserer Verstandesklarheit gefasst hatten, in das Gemüt des deutschen Mannes Luther. An altertümlicher und feiner Bildung, an Gelehrsamkeit, an anderen Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieses war das Leben in seinem Leben,

und setzte immer das Letzte in die Wege, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gefasst haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde.“ So schätzt eine der überragendsten Erscheinungen des deutschen philosophischen Geisteslebens, J. G. Fichte, Luthers Leistungen „an der der letzten grossen und in gewissem Sinne vollendeten Welttat des deutschen Volkes, an der kirchlichen Reformation“. Und Fichte sieht zugleich mit voller Klarheit und Schärfe die spezifische Eigenart der reformatorischen Begeisterung für das Ewige, die neue reformatorische Auffassung der Ewigkeit, wie die Bedeutung dieser Auffassung für die Philosophie. Fichte erkennt von der Reformation und ihrer Stellung zum Ewigen: „ihr bricht die Ewigkeit nicht jenseits des Grabes an, sondern sie kommt ihr mitten in die Gegenwart hinein.“ Und diese Stellung ist bestimmend auch für die Philosophie. Wie die Reformation über das Irdische zum Ewigen emporführt, dieses aber nicht „jenseits des Grabes“, sondern mitten in der Gegenwart suchen und finden lehrt, so dringt die neue Philosophie von Leibniz zu Kant und seinen Nachfolgern über das Sinnliche zum Uebersinnlichen empor, sucht dieses Uebersinnliche aber nicht in einer gegenständlich und sinnenfällig gefassten zweiten Welt jenseits aller Vernunft, sondern entdeckt es in der Vernunft selber und in ihrem ewigen Gesetze der Freiheit. — P. Petersen, *Aristotelisches in der Theologie Melanchthons*. S. 149. — H. Scholz, *Das dreifache Erbe der Reformation*. S. 159. — A. W. Hunzinger, *Luther und die Mystik*. S. 166.

Ein neues Preisausschreiben der Kantgesellschaft: „Kritische Geschichte des Neukantianismus von seiner Entstehung bis zur Gegenwart“. E. Güttler, Professor in München, stellt die Preise: 1500 Mk. für die erst-, 1000 Mk. für die zweitbeste Arbeit zur Verfügung.